

Nr. 11. **Bromberg, den 16. Januar.** **1934**

Hein  Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

Urheberschutz für (Copyright by) Albert Langen — Georg Müller Verlag G. m. b. H. München.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

5.

Die Umwälzungen in den nordischen Hansestädten, in Lübeck besonders, förderten die Gärung in Hamburg. Der Rat, van Godes Gnaden vullmachtig„ hatte die vertriebenen Lübschen Herren aufgenommen; das Volk forderte ihre Ausweisung. Der Rat kämpfte mit den Grafen von Holstein um die Freiheit der Elbmündung; das Volk war der Kämpfe satt und stützte die Dithmarscher. Der Rat warnte vor dem militärisch mächtigen Dänemark, das Volk berauschte sich an Nachrichten von Unruhen in Kopenhagen. Alles war zwiespältig, eine stille Zuchtlosigkeit machte sich breit; es fehlten große Gedanken im Staat, nach denen der gemeine Mann lebte, sein täglich Brot brach und seine Arbeit einrichtete.

Der Rat schwankte in der Behandlung der Menge. Kleine Wünsche wurden gegen ihn durchgesetzt; das Beispiel Hein Hoyers, dessen Eigenmächtigkeit bekannt geworden war, wurde vorgeschützt. Es gab keine Gesetze mehr, wenn er, der sie schützen sollte, sie selbst umging um der Gerechtigkeit willen.

Ein Glück war es, daß die Ämter weder Ziel noch Geschlossenheit fanden. Sie verlangten heute Hilfeleistung für Dithmarschen oder Erhöhung der Sicherheit zur See, morgen Frieden und Erleichterung der Steuern. Es war wieder die Zeit, da neue Schichten emporkamen, die gegen die engenden Formen preßten und nach Gegensätzen suchten, um sich geltend zu machen. Hinter aller Auflehnung aber stand wie ein Schatten Hein Hoyer in der Ungestalt seines eigenwilligen Handelns, in der dunklen Verkörperung seiner von den Bürgern verehrten harten Reinheit.

Da entschlossen sich die Herren, den Oberhauptmann als Gesandten nach Dithmarschen zu schicken, um das Volk zu befriedigen, zugleich auch um ihn aus Hamburg zu entfernen.

Hoyer schwankte erst, ob er den Auftrag annehmen sollte. Aber die Freunde, deren Stimmung ihn trug, drängten ihn, zuzusagen, und Avelke, deren Geheimnis wie eine Wunde war, die sich nicht schließen wollte, war unter den Schreibern und Reitern ausgelost, die für den Gesandten in Meldorf bestimmt waren. Das überwand ihn, ohne daß er es sich zu gestehen wagte.

In einer tiefen Regennacht ritt Hoyer auf die dithmarscher Stadt Meldorf zu. Wessel und Avelke trabten an seiner Rechten und Linken, ein hoher Zeltwagen fuhr hinterdrein, danach kamen wieder einige Knechte.

Hoyer hatte mit sich selbst zu schaffen, Avelke aber schwieg aus Furcht. Sie hatte seit jener Nacht, da sie verwundet heimgeritten war, eine Erinnerung, die sich nur mühsam schloß. Ihr war, als hätte der Ducknackige, als er sie auf sein Pferd hob, ihren Namen genannt, aber sie wußte es nur traumhaft aus dem erlöschenden Bewußtsein jener Ohnmacht. Unheimlich dünkte er sie seitdem, sie hätte ihn fragen mögen, ob er in Wahrheit von ihr wußte, aber sie fürchtete, daß sie vor ihm würde fliehen müssen.

Ob's der rechte Weg sei, fragte Wessel. Er haßte das Schweigen und die Dunkelheit.

Avelke horchte nicht auf das, was Wessel brummte; sie war ängstlich froh, daß Hoyer schwieg und mit seinen Gedanken anderwärts war. Ihr Leben war durch Blut und Erziehung voll knabenhaften Ehrgeizes, ihr Wuchs etwas Heimliches, dessen Verrat an den Hauptmann sie fürchtete. Und doch blieb in seiner Nähe eine mädchenhafte Süße in ihr, und die Undurchdringlichkeit der Nacht ließ ihre Gedanken sich an des anderen Stärke lehnen.

Da stand ein Licht vor ihnen am Weg, Hoyer drängte das Pferd voran und sprang ab. Die andern wollten ihm folgen, er befahl, zu warten und die Zügel zu halten, schritt suchend über eine kleine Grabenbrücke und klopfte an die Hütte. Als niemand rief, trat er ein. Eine alte Frau hockte vor ihm auf ihrem Bettelsack. Sie sah wüst aus in ihren Lumpen; die verfilzten Haare hingen in Strähnen über die Stirn, das eine Auge war geschlossen, aber das andere blinzelte wie das Fenster ihrer Hütte, das gierig in die Dunkelheit gelockt hatte.

Den Hauptmann fröstelte. „Wer bist du?" fragte er die Alte und atmete durch die Zähne. Sie antwortete nicht, öffnete die Lippen und sah ihm kichernd entgegen.

„Wer bist du?" kam es ungeduldiger.

Das Weib grinste aus eingefallenen Backen, kroch scheuernd über den Boden näher und blinzelte Hoyer entgegen. „Bist du der schwarze Reiter?" Sie schaute ihm prüfend über die gekrümmten Schultern, als wartete sie, daß sie sich öffneten. „Wo hast du deine Flügel, Reiter?"

Hoyer rührte sich nicht, nur sein Gesicht war fahler geworden. „Bin ich auf dem Weg nach Meldorf?"

„Was willst du, Böckchen?"

„Bin ich auf dem Weg nach Meldorf?" fragte der Hauptmann, und seine Stimme zitterte. Die Alte antwortete nicht und schaute nur gierig auf Hoyers krummen Nacken.

„Du bist auf einem wilden Weg, ich kenn dich!"

Der Oberhauptmann biß die Zähne in die Lippen, das Licht der Hütte wurde grau und betäubend. „Weißt du, wer ich bin?"

„Der große Leidbringer bist du, mein schwarzer Reiter bist du!"

„Fahr zur Hölle!" schrie Hoyer und wollte gehen.

„Wahr dich vorm Himmel!" Die Alte kicherte, kroch langsam zum Herd und schob mit den Händen ein paar glühende Kohlen zusammen, so daß der Rauch in fahlen Schatten über die Wände tanzte. Ihre Augen prüften Hoyer von unten.

„Ich weiß wohl, du bist der, der die Menschen ruft und ihren Namen vertilgt." In einer Truhe klopfte und wimmerte es, die Alte versuchte sich aufzurichten und hielt sich an einem Tuch, bis es kreischend zerriß. Da standen langberockte Soldatenköpfe auf dem Bord, blutig übermalt, da-

neben ein dickbäuchiger Mönch. Ein Grauen durchrann den Raum und kreiste mit dem Ruß über dem Feuer.

Hoyer trat rückwärts zur Schwelle, das Weib reckte die Hände hinter ihm drein.

„Nimm mich mit, Reiter!" Ihre Schultern zuckten, sie fiel beschwörend in die Knie. „Komm wieder, wenn deine Stadt qualmt!"

Hoyer aber dachte an Freiheit und Gerechtigkeit, die er zwischen den Menschen aufrichten wollte; er riß die Tür auf. „Ich hab mit dir nichts zu tun, Weib!"

„Mein schöner Reiter bist du! Flieg, flieg, mein Schwarzer!" Sie winkte und öffnete jäh beide Augen, wie um ihn zu versengen.

Da wandte sich Hoyer und stolperte über die Schwelle hinaus. Ihm war, als käme er aus einem feurigen Ofen; die Tropfen, die ihm aus der Nacht entgegenfielen, entzündeten sich im Licht.

Kurze Zeit, nachdem er in Meldorf eingetroffen war, erfuhr Hoyer, daß in Hamburg ein Aufruhr gegen den Rat gewesen sei, weil er einige Männer ohne Urteil hatte gefangen nehmen lassen; man hatte ihm auch vorgeworfen, daß er aus Eigennutz die Dithmarscher im Kampf gegen den dänischen und holsteinischen Adel im Stich lasse. Aber die Unruhe war rasch gedämpft, und es war ein Vergleich mit der Bürgerschaft zustandegekommen, bei dem der Rat versprochen hatte, künftig keinen Bürger mehr ohne Erkenntnis der ordentlichen Gerichte gefangenzusetzen. Dafür hatte die Bürgerschaft in der Dithmarscher Fehde nachgegeben. Es hieß, ein neuer Gesandter, der Hoyer ablösen solle, sei auf dem Anweg.

Da betrieb der Oberhauptmann die Hilfe gegen die Grafen um so hitziger, reiste rastlos im Lande umher und predigte und half mit all seiner Kraft den Achtundvierzigern, das Volk zu einer gewaltigen Erhebung aufzurufen. Hoyer sprach und handelte wie einstmals, da er als Student das Recht zwischen den Menschen hatte finden wollen; die Worte brannten ihm von den Lippen, er redete in Bildern und Gleichnissen, wie er es nie vermocht hatte.

An einem jener Tage, als er in Heide bis tief in die Nacht mit den Alten des Landes beraten hatte, ritt er nach Meldorf weiter, um auf Bitten der Bauern den neuen Balistarius zu prüfen, der unter den Schanzarbeitern seine Maschine aufstellte.

Am gleichen Nachmittag war dort aber eine Hochzeitsfeier vieler, die zum Waffendienst gerufen waren. Unter ihnen war Rolves Bojaken, einer der Achtundvierziger, der Hoyer gebeten hatte, sein Zeuge zu sein.

Hein Hoyer saß in einem Winkel zwischen zwei Ulmen und schaute erschöpft von vielen Ritten, in halbschlummernder Stimmung dem Treiben zu. Die Augen schmerzten von dem heißen wechselnden Licht und die schwüle Luft und der Wein betäubten ihn; es war, als glitte die Erde wie im Traum unter ihm fort, und er trieb auf einem Schiff an dunklen, rätselhaften Schatten entlang. Mit ihm aber fuhr das Mädchen, das er lieb hatte, er sah ihre Arme, ein schmeichelndes Lächeln oder ihre zornig schwingenden Ellenbogen, wenn sie über die Feinde von Reich und Freiheit sprach. Dann stiegen sie beide an Land, und Hoyer folgte ihren Füßen, die Schritt um Schritt machten, ins Fahle stiegen und ferner, immer ferner verklangen. Aber Avelke war so lieblich, daß sie alles in sich einzuziehen schien, die Farben, die dunklen Bäume, die über den Flüssen zusammenschlugen, und die bunten Straßen.

Die Stunden dehnten sich. Dann kamen Wessel und Avelke über die Straße. Sie sahen Hoyer nicht und setzten sich vorn an den Weg; der Schreiber hatte gerötete Augen, lachte überlaut und reckte die Arme nach Wein.

„Trink, Freund!" Er hob einen schaukelnden Becher, hielt ihn hoch und suchte etwas zum Anstoßen.

Das Mädchen lachte: „Sing!"

Wessel versuchte sich zu erheben. „Ich will nicht singen — nein, ich will nicht! Ich will tanzen!"

„Tanzen?" lachte das Mädchen.

„Tanzen!" Er packte den Tisch und zog sich empor. „Ja, tanzen; hör, wie die Bretter knarren." Er horchte erschrocken in sich hinein. „Wie sie unter den Bauern knarren, gleich der Treppe zum Jüngsten Gericht. Mich dünkt, wo immer Hoyer weilt, ist der Tod nah."

Der Hauptmann stand leise auf und ging. Ein kleines Mädchen folgte ihm und sah ihn neugierig, mit den Augen eines mißtrauischen Tieres, an.

„Was willst du von mir?" fragte er.

„Sie sagen, du bist der Teufel!"

„Wer sagt das?"

„Du bist der Krumme, der uns helfen soll!"

Er ging rascher, es war jäh wie ein Schluchzen aus seiner Kehle gedrungen, aber die Klagen strömten in ihn zurück.

In seinem Haus, das ihm der Rat der Achtundvierziger angewiesen hatte, wartete der Balistarius der Stadt auf den Oberhauptmann, rief ihn in den Kriegsrat und sagte an, daß Graf Albrecht und Herzog Geerd von Holstein sich vor der Norderhamme sammelten.

Da versuchte Hein Hoyer den Tag von sich abzuschütteln. Er ging aufrührerisch zu den Bauern, und während draußen die Donner sich überschlugen und die Blitze die Scheiben spalteten, hörte er wieder bis in die Nacht hinein der Beratung der Ältesten zu. Und obwohl sie ihn nur fragten, ob auf Hamburg zu rechnen sei, sprach er mit ihnen den Plan der kommenden Zeit durch, riet, den offenen Kampf zu meiden, die Gräflichen ins Land reiten zu lassen und sie später, wenn sie sich plündernd zerstreuten, in Hausen zu stellen und zu überfallen. Hoyer redete mit der Ruhe des Alterfahrenen; die jungen Hitzköpfe stritten wider ihn und verlangten, man solle den Feind an der Grenze aufhalten. Aber Hoyer schaute über alle Häupter hinweg; er war Feldherr, er war der Unersättliche, der die Gewalten ausreißen wollte, um ein neues Lager für das Volk der Niederlande aufzubauen.

Die Ältesten saßen mit harten Gesichtern um die Tische, die Feierlichkeit ihrer Entschlüsse spiegelte sich in ihren Zügen. Hoyer strich mit beiden Händen über sein Antlitz, er erhob sich noch einmal.

„Euer Kampf gegen die Herren, die den Bauern ausrotten, die Dithmarschen aufteilen wollen, verlangt äußerste Gewalt. Brennt eure Städte ab, schanzt hinter den Schleusen, legt euch in die Süderhamme und greift an, wenn sie schwerfällig mit ihrer Beute heimziehen. Dann nur erschlagt ihr sie bis auf den letzten!" Die Bauern wiegten die Köpfe, Hoyer ließ sich wieder in den Stuhl sinken.

Als der Hauptmann in sein Haus heimkehrte, fand er Avelke, die vor seinem Zimmer gewacht haben mochte. Sie war müde von Tanz und Tag eingeschlummert und lag wie ein Kind nach dem Spiel mit heißen Wangen auf einer Bank. Er weckte sie nicht, sah sie lange an und wollte weiterschreiten. Aber ihr Kopf lag auf dem Holz, das tat ihm weh. So rollte er seinen Mantel zusammen und hob ihr Haupt vorsichtig, in unsäglicher Furcht, sie könnte erwachen. Als sie nur lächelte und die Lippen halb öffnete, blieb er bei ihr, behielt sie im Arm und wagte nicht mehr, sich zu rühren. Da wurde ihr Kopf seltsam schwer in seinen Händen, so daß er glaubte, seine Kraft würde versagen. Schwer wie die Erde ward sie, das Blut strömte von seinem Herzen.

„Wer bist du doch, warum kreuztest du meinen Weg?" Hoyer blickte sie rätselnd an. In den Fenstern duftete die gewitterfrische Luft, ein ferner Sturmstrudel rauschte noch durch die Straßen. Und irgendwo zwischen den hastenden Wolken brach rotsilbern der Mond auf und leuchtete dem Mädchen friedvoll ins Angesicht.

In jener Nacht beschloß Hoyer, Avelke weiterab vom Kampffeld zu locken. Sorgen waren in seiner rauhen Liebe aufgestanden, als geschähe da draußen etwas, das sie versehren könnte.

So fuhr er am nächsten Nachmittag mit dem Mädchen im steigenden Nebel die große Gracht hinab dem Meere zu, um innere Zwistigkeiten zwischen den Seebauern schlichten zu helfen.

Hoyers Gedanken waren seltsam müde an dem Tag; das verhangene Licht peinigte ihn, er begann wie vor einem zweifelnden Freund von seiner Welt zu bekennen. Und Avelke lauschte dem Verschlossenen, Gefürchteten, dessen Blicke durch die Dämmerung nach ihr suchten, als wollten sie ihr Wesen in sich schmelzen.

Noch zieht ein leiser Wind von Osten und füllt das Segel. Ein alter Knecht sitzt am Ruder, bewegungslos starrt er über die beiden hinweg in die steigende schwimmende Ferne.

„Sieh, um der Freiheit willen reiten wir", spricht Hoyer drängend. „Denn Freiheit ist ein Bund vieltausend Heimlicher, der die Welt umschlingt."

„Ist Freiheit Gerechtigkeit?"

„Ich weiß es nicht, aber höher als Gerechtigkeit steht mir die Freiheit." Er wollte fortfahren, die Worte fehlten ihm plötzlich. Wie seltsam, dachte er, ich predige und rede unbesonnen wie ein Knabe.

Wolken lehnten sich gegen das graue Land. Die Luft fuhr salzig und weh und erfüllte alles mit einer fremden lautlosen Traurigkeit. Nur das Wasser schlug an die Bootswand und rieb sich am dunkelnden Ufer.

Hoyer blickte Avelke von der Seite an. Sie antwortete sprunghaft, wie um ihre Scheu zu verkappen, maß ihn mitunter mit einem erschreckten wartenden Blick. Und der Mann spürte, daß sie ihm wiedergab, was er ihr brachte; er spürte aber auch, wie etwas frostig Wehrendes über ihrem Wesen blieb, als umfinge sie ihn mit einer verzagenden Freude, mit einer scheuen Treue ohne Lust. Er richtete sich auf, da sah er seinen buckligen Abglanz im Wasser. Und eine Scham vor seinem Leib, ein Fluch, wie er das Mädchen begehren könnte, schmerzte ihn bis ins Herz hinein. Ihn drängte, zu zerstören, was ihn beglückt hatte; jäh dünkte ihn das Rühren an ihr Geheimnis etwas, das sie zur Flucht treiben müßte.

„Ihr glaubt für die echte Freiheit zu reiten", begann das Mädchen wieder, „aber wer ist Richter?"

„Was kümmert's Euch?" sagte Hein Hoyer langsam, „richten ist Mannes Sache."

„Ich versteh Euch nicht!"

„Avelke!" drängte er.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal greift ein Reh.

Ein Erlebnis von **Franz Rudolf Winkler.**

Des Lebens Erscheinungen wirken eigentlich seltsam auf den Menschen — — —

Es ist wirklich nicht gesagt, daß etwas, was als sogenanntes „großes Ereignis" in den Augen der Masse dasteht, bei dem einzelnen, der es miterlebt, als unauslöschliche Lebenserinnerung haften bleibt. Ein Kind kann bei einem schweren Eisenbahnunglück dabei gewesen sein, ohne in späterer Zeit mehr davon zu wissen als die Tatsache an sich. Aber daß einmal die geliebte große Glaskugel mit dem eingegossenen weißen Löwen in dem tückisch lauernden Loch eines Kanaldeckels auf Nimmerwiedersehen verschwand, das ist ein Geschehnis, das ihm in den kleinsten Einzelheiten noch in den Mannesjahren, im Alter vielleicht sogar noch, greifbar deutlich vor Augen steht.

Genau dasselbe ist es mit Reiseerinnerungen. Da hat man seinen Wagen Hunderte von Kilometern durch die schönsten Gegenden der Welt gesteuert, und dem Gedächtnis bleibt nichts als ein verwaschenes, verschwommenes buntes Landschaftsbild ohne einen einzigen fühlbar sich heraushebenden Anhaltspunkt. Und auf einer einzigen Fahrt durch eine an sich herzlich unbedeutende und unbekannte Gegend hat man ein ganz kleines, unwesentliches Erlebnis gehabt, das sich selbst und die Umgebung, in der es geschah, mit plastischer Schärfe unauslöschlich in die Erinnerung hineingemeißelt hat.

Eine Fahrt durch einen goldenen Spätherbsttag war es gewesen. Der Motor hatte froh gesummt, als wäre es auch für ihn ein Genuß, so durch das bunte Sterben der Natur hindurchzurasen. Dann war ein früher, nebelverhangener Abend gekommen.

Wir parkten vor der Gastwirtschaft in einem kleinen Dorf. In der niedrigen Gaststube mit ihren rauchdunklen Deckenbalken aßen wir zu Abend. Eine Zigarettenlänge Ruhe gönnten wir uns noch, dann zahlten wir und fuhren weiter.

Draußen lag jetzt tiefes Nachtdunkel über dem Land. Die Scheinwerfer schnitten schimmernde Kegel aus dem Nebel, der über der Straße braute. Im bläulichen Licht der Armaturenlampe zuckte die Tachometernadel zwischen 50 und 55.

Die Straße stieg an. Die Nebelschicht zerriß zu Fetzen, die geisterhaft hinüber und herüber schwebten. Schattenhaft begannen Bäume rechts und links des Weges aufzuragen.

Steiler wurde die Straße. Eine Kurve —, noch eine —, der Motor kam von Touren. Ich schaltete zurück. Im Brummen der sechs Zylinder kletterte die Tachometernadel wieder über die 50. Da, in einer neuen Kurve, griffen die Lichtarme der Scheinwerfer ein hoppelndes Etwas, das im selben Augenblick entsetzt vor dem Wagen einherzulaufen begann. Der kleine Hase hätte das Rennen nicht gemacht, bedrohlich schob sich die Stoßstange näher und näher an seine weiße Blume. Mit einem kurzen Abblenden half ich ihm aus der Todesnot. Blitzschnell ergriff der Hase die Gelegenheit, sprang zur Seite und plitsch! — ging die Reise in den Bach, der neben der Straße zu Tal plätscherte. Meister Lampe war gerettet, wenn auch im Augenblick nicht als der trockenste seiner Art.

Die Höhe war erreicht. Langsam, unmerklich fast begann die Straße sich zu senken. Schnurgerade lag sie im weißen Licht vor uns. Wie das säulenbegrenzte Schiff eines gotischen Domes der Unendlichkeit schloß sich der hohe Buchenwald über und vor uns, die Schwärze seines Nachtdunkels als Wände für den weißen Raum des Lichtes unserer Scheinwerfer leihend.

Minutenlang fuhren wir so in das Schweigen hinein. Dann war es mir so, als ob weit vorn etwas sich bewegte. Rehe schienen über die Straße zu wechseln. Wir kamen näher, und da griffen die Lichtarme ein einzelnes Reh, das nicht schnell genug das schützende Dunkel hatte gewinnen können. In hohen Fluchten setzte es die Straße entlang.

Bald wird eine Kurve kommen, und das Tier ist gerettet, tröstete ich mich und setzte die Geschwindigkeit nicht herab. Ich hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da schossen aus der Kurve zwei böse blendende Lichter hervor. Das gehetzte Tier hielt in seiner Flucht inne und trippelte angstvoll auf der Stelle.

Mit aller Gewalt trat ich die Bremse, aber es half nichts mehr. Im gleichen Augenblick hatte sich das Reh für sein Verderben entschieden. Es sprang auf die andere Seite, vor die böse funkelnden Lichter, die sich mit unbarmherziger Schnelligkeit den Weg herauffraßen. Jetzt waren sie heran —, eine Sekunde später war es vorbei.

Brummend fuhr der schwere Personenomnibus an uns vorüber, der Berghöhe zu. Von der kleinen Tragödie, die eben in Gedankenschnelle vor sich gegangen war, hatte der Fahrer vielleicht nichts gesehen, die paar Reisenden, die verschlafen an den Fenstern lehnten, hatten sicher nichts von ihr bemerkt.

Was war auch schon geschehen? Ein Reh ging in den Tod? Kein Grund für den Omnibus einer Kraftverkehrslinie, durch offensichtlich nutzloses Anhalten die fahrplanmäßige Erreichung der nächsten Haltestelle in Frage zu stellen.

Das rote Schlußlicht des Omnibusses war schon lange jenseits des Bergrückens verschwunden, als ich die Bremsen löste und den Wagen langsam an dem zerschmettert zur Seite geschleuderten Tier vorbeirollen ließ. Dann gab ich Vollgas und hatte dabei das unbestimmte Gefühl, ich müßte so schnell wie möglich einer Stätte des Grauens den Rücken kehren.

Ein kleines unbedeutendes Geschehen war es nur, ich gebe es gern zu, und vergessen kann ich es trotzdem nicht. Vielleicht ist es deshalb so, weil ich hier zum einzigen Male in meinem Leben gesehen habe, wie das Schicksal die Hand öffnete und mit grausamer Folgerichtigkeit zugriff, während man sonst meistens den Griff des Schicksals erst gewahr wird, wenn er bereits zur Tatsache geworden ist, deren handlungsmäßigen Ablauf man höchstens noch ahnen kann.

Der Herr im grauen Mantel.

Kriminalskizze von **Wolfgang Federau.**

Um diese Zeit, eine Stunde nach Geschäftsschluß, war die Untergrundbahn immer noch sehr besetzt, beinahe überfüllt. Eng aneinandergepreßt saßen die Fahrgäste auf den Bänken, und mancher mußte stehen, weil sich für ihn kein Sitzplatz mehr fand.

Der Herr im grauen Mantel hatte einige Mühe, seine Zeitung auseinander zu falten. Eine Überschrift in großen, fetten Balkenlettern sprang ihm ins Auge. „Mord oder Selbstmord? Das Rätsel um den Tod des Arztes Dr. Grundmann." Auch der Nachbar des grau gekleideten Herrn, ein gutmütig und wohlgenährt aussehender Mann mittleren Alters, ließ seine Blicke an dieser Überschrift haften. Der Graue merkte es sogleich. Gefällig hielt er die Zeitung so, daß der andere bequem mitlesen konnte.

„Ganz üble Sensationssache", sagte der Herr im grauen Mantel. Er gehörte offenbar zu jener Sorte etwas geschwätziger Menschen, die bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit ein Gespräch mit Unbekannten anzuknüpfen bemüht sind. „Von Rechts wegen müßte so etwas gesetzlich verboten werden. Wo doch offenkundig nur auf die Neugier der Menschen spekuliert wird und auf die Notwendigkeit, den Zeitungsverkäufern eine Möglichkeit zu geben, ihre Blätter auszurufen und das Publikum anzureizen."

„Wieso?" fragt der andere erstaunt. „Ich meine: Wenn da mitten in unserer Stadt ein Mensch, eine immerhin nicht unbekannte Persönlichkeit, erschossen aufgefunden wird, dann hat doch die Öffentlichkeit ein gewisses Recht darauf, zu erfahren, welcher Ursache dieser jähe und unerwartete Tod zuzuschreiben ist."

„Wieso? Wieso?" wiederholte der Herr im grauen Rock spöttisch. „Verstehen Sie mich nicht oder wollen Sie mich nicht verstehen? Natürlich: dieser Anspruch der Öffentlichkeit besteht dort, wo ein Verbrechen vorliegt. Weil wir ein Recht darauf haben, gegen Verbrecher geschützt zu werden. Aber sonst: man soll doch nicht den Frieden der Toten stören. Wer sich das Leben nimmt, der hat schon immer einen Grund dazu. Warum ihm nachforschen, diesem Grund? Ändern kann man die Sache nicht, und dem Toten wird damit nicht gedient. Man lasse ihn unbehelligt der Ewigkeit entgegenschlafen."

„Ja — aber", wagte der andere einzuwerfen, „das ist es doch eben: Man weiß ja nicht, ob wirklich ein Selbstmord vorgelegen hat."

„Und weiß man, ob ein Mord vorgelegen hat?" höhnte der andere „Gar nichts weiß man. Die ganze Sache ist eine Wichtigtuerei der Presse und vielleicht auch noch der Polizei, die ja überall ihre Nase hineinsteckt und gleich immer Mord und Totschlag wittert. Das eben regt mich so auf. Überlegen Sie doch einmal, falls Sie die Sache überhaupt verfolgt haben: Man findet den Arzt erschossen in seiner Wohnung. Ein Schuß durch die Schläfe, aus unmittelbarer Nähe abgefeuert. Niemand hat zu der fraglichen Zeit einen Besucher die Wohnung betreten oder verlassen sehen, nirgends sind Fingerabdrücke zu entdecken. Die Waffe ist ein Browning, ja, und der Arzt hat keinen Waffenschein . . . Verdächtig? Lieber Himmel, das allein reicht nicht aus. Und sonst? Es ist nichts geraubt und gestohlen, keine Unordnung im Zimmer, nichts, was auf einen fremden Eindringling hinweist. Man erforscht das Vorleben des Arztes. Er erfreut sich bei allen Patienten außerordentlicher Beliebheit, ist tüchtig, hilfsbereit, ein ausgesprochener Menschenfreund. Niemals unterlief ihm eine schwere Fehldiagnose, er ist mäßig in seinen Honoraransprüchen, Arme behandelt er umsonst oder beinahe umsonst. Nirgends auf weiter Flur ein Feind zu entdecken! Und trotzdem wird immer weiter von Mord geklönt. Ist ja lächerlich. Irrsinnig, wenn man es richtig bedenkt! Ich jedenfalls, ich habe keinen Beweggrund für eine verbrecherische Tat entdecken können."

„Na ja", gab der andere zu. „Wenn Sie es so darstellen, denke ich ja auch beinahe . . . Aber immerhin: Wir sind keine Kriminalbeamten, nicht wahr, und wir urteilen über derlei Dinge meist sehr laienhaft. Jedenfalls hat mir heute morgen jemand erzählt, es hätten sich doch einige Anhaltspunkte zur Verstärkung des vorhandenen Verdachts ergeben."

„Da bin ich aber gespannt", erwiderte der Herr im grauen Mantel und lachte breit. Er hatte eine häßliche Art des Lachens, blechern klang es.

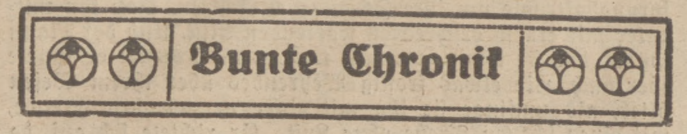
„Genaues weiß ich natürlich auch nicht", meinte der behäbige Nachbar. „Nur — es heißt eben, dieser Doktor Grundmann habe viel in Familien verkehrt, auffallend viel. Und besonders die Frauen seien ihm immer sehr zugetan gewesen. Auch auffallend viele. Und darum ist die Vermutung schließlich nicht ganz von der Hand zu weisen, daß diese Zuneigungen bisweilen über die Grenze des Erlaubten hinausgingen, daß vielleicht ein Ehemann seine beleidigte Ehre hat rächen wollen. Wäre das nicht auch ein Motiv?"

Der Herr im grauen Mantel nickte nur. „Man sollte in der Bahn nicht lesen", sagte er. „Wo es doch immer so rüttelt. Man verdirbt sich nur die Augen dabei."

Er ließ die Zeitung sinken, das Blatt zitterte ein wenig in seiner Hand.

„Ja", gab ihm der Nachbar recht, „es ist wirklich nicht gut für die Augen. Aber ich empfehle, daß wir auf der nächsten Haltestelle aussteigen und irgendwo weiter uns über die Sache unterhalten. Ich bin nämlich wirklich gespannt darauf, wie sie einmal ausgehen wird."

Und er zog eine bronzene Kriminal-Erkennungsmarke aus der Tasche und hielt sie dem Herrn im grauen Mantel flüchtig vor die Augen.



Die neue deutsche Schmuckmode.

Aus den zahllosen mehr oder minder glücklichen Versuchen der vergangenen Jahre beginnt sich allmählich eine einheitliche neue deutsche Schmuckmode herauszubilden. Kostbares Material können nur wenige erschwingen, und darum mußte auch die Schmuckmode zur Verarbeitung von Material greifen, das für breitere Volksmassen bezahlbar ist und daneben doch im Wert über dem billigsten und minderwertigen Tand steht, der gerade in den letzten Jahren die Schmuckmode beherrschte. Dazu gehörten in erster Linie die breiten metallenen Sklavenringe, die als Armbänder getragen wurden und jener plumpe Metall- und Glasschmuck, der eine Zeitlang große Mode war. Deutsche Künstler sind augenblicklich erfolgreich an der Arbeit, einen deutschen Schmuck zu schaffen, der der deutschen Frau gemäß ist und der erschwingliches Material in wirklich künstlerischer Weise zur Geltung bringt. Edelmetalle und Halbedelsteine spielen deshalb eine größere Rolle. Korallen, Bernstein, Jade, Onyx werden in reizvoller Art in Edelmetall eingelassen. Zierliche Blattranken ergeben hübsche Ketten und Armbänder; und die farbigen Steine werden darin zu schönster Wirkung gebracht. Die Frisuren dieses Winters, die das Haar gelockt nach hinten frisieren, lassen auch wieder den Ohrring zur Geltung kommen. In langer und dekorativer Form unterstreicht er die Wirkung des modernen großen Abendkleides.

Ein Festbankett für Großväter.

In dem schönen englischen Städtchen Bicester besteht die sympathische Sitte, daß alle Großväter und Urgroßväter der Stadt einmal im Jahre von ihren Enkelkindern zu einem großen Festbankett eingeladen werden. Das ist jedesmal ein Fest für die ganze Stadt. Im großen Rathaussaal wird die Tafel gedeckt, und die alten Männlein und Weiblein mit den jungen Herzen ließen sich nicht lange nötigen. 170 alte Leutchen über 80 Jahre waren versammelt.



Ausrede.

„Unsere Expedition wurde bis auf den letzten Mann niedergemacht."

„Aber Sie leben ja noch?" — „Ich war eben der letzte Mann."

Naiv.

Die Klingel schrillt kurz und energisch. Im Türrahmen steht ein Polizist und hält der Hausfrau mit zorngerötetem Gesicht einen zerbrochenen Blumentopf entgegen.

„Als ich an diesem Hause vorbei ging, fiel mir dieser Blumentopf auf den Kopf", sagt er mit seiner dienstlichsten Stimme, „nach meinen Feststellungen muß dieser Topf Ihnen gehören."

„Wirklich zu liebenswürdig," sagt die Hausfrau, „da spare ich mir den Weg die Treppen hinunter."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg